

## Die erzieherische Bedeutung des Vertrauens\*<sup>1</sup>

Von Otto Friedrich Bollnow

In den großartigen beiden letzten Briefen seines methodischen Hauptwerks „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ sieht Pestalozzi bekanntlich die Voraussetzungen für alle spätere sittliche und religiöse Entwicklung des Kindes in dem „Naturverhältnis, das zwischen dem Unmündigen und seiner Mutter statthat“,<sup>2</sup> und bestimmt dieses, solange es gesund ist, durch eine „Gemütsstimmung“, die durch die Begriffe der Liebe und des Vertrauens, der Dankbarkeit und des Gehorsams gekennzeichnet ist. In diesem Urverhältnis von Mutter und Kind sind für ihn die Voraussetzungen für alle spätere Entwicklung gegeben. Und hiermit ist in der Tat ein Grundgesetz aller menschlichen Lebensentwicklung ausgesprochen, das wohl meist in irgendeiner unbestimmten Weise anerkannt, aber selten in seiner vollen Bedeutung erfaßt wird. Denn es handelt sich dabei nicht um irgendwelche nützlichen oder förderlichen Begleitumstände, die zur Not auch einmal fortfallen können, sondern um die unerläßlichen Vorbedingungen, ohne die eine menschliche Entwicklung grundsätzlich nicht gelingen kann.

Das erste Glied in dieser notwendigen Stufenfolge ist das Vertrauen, und dieses muß das Kind schon früh im Umgang mit seiner Mutter erwerben. In ihrem Umkreis fühlt es sich sicher. Sobald ein unbekannter Gegenstand das Kind erschreckt und es darüber zu weinen beginnt, so beschreibt Pestalozzi den Vorgang, dann nimmt es die Mutter auf ihren Arm und lächelt ihm zu. Das Kind aber „erwidert das Lächeln der Mutter mit heiterem, unumwölktem Auge □ der Keim des Vertrauens ist in ihm entfaltet“.<sup>3</sup> Dieses Vertrauen erweitert sich dann mit dem Wachstum der kindlichen Welt, bezieht auch die andern Menschen in sich ein, und aus ihm entfalten sich dann schrittweise alle die andern „Gefühle seiner edlern Natur“. [31/32]

So ist das Vertrauen in der Tat die unerläßliche Voraussetzung aller menschlichen Entwicklung und damit auch aller Erziehung. Dieses Vertrauen aber gliedert sich, der Doppelseitigkeit des menschlichen Bezugs entsprechend, in eine doppelte Richtung: in das Vertrauen, das das Kind seiner Umgebung entgegenbringt, und das Vertrauen, das dem Kind von seiner Umgebung entgegengebracht wird, und in beiden Richtungen spiegelt sich, wie wenig die menschliche Lebensentwicklung ein nur von innen her sich nach eigenem Gesetz entfaltender Vorgang ist, wie sehr sie vielmehr von der Umgebung mit ermöglicht und mit getragen wird.

### 1

Das eine ist das Vertrauen, das das Kind den Erwachsenen, besonders dann seiner näheren Lebensumgebung, seinen Eltern und Erziehern, entgegenbringt. Es ist rührend und für den Erwach-

---

\* Erschienen in: Beiträge zur Sozialpädagogik. Schriften des Pestalozzi-Fröbel-Verbandes, Jg. 1961, S. 31-38. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

<sup>1</sup> Ich habe versucht, unter einem einheitlichen Gesichtspunkt Gedanken zusammenzufassen, die ich zerstreut schon früheren Veröffentlichungen entwickelt habe. Ich nenne zur Ergänzung: über das allgemeine Seins- und Lebensvertrauen: Neue Geborgenheit, das Problem einer Überwindung des Existenzialismus, 1955, über die Fruchtbarkeit der gehobenen Stimmungen: Das Wesen der Stimmung, 3. Aufl. 1956; über Treue und Vertrauen: Wesen und Wandel der Tugenden (Ullsteinbuch), 1958; über das Wagnis im erzieherischen Einsatz: Existenzphilosophie und Pädagogik, 1959.

<sup>2</sup> Heinrich Pestalozzi, Gedenkausgabe, 1946, 3. Bd. S. 355.

<sup>3</sup> A. a. O. S. 346.

senen oft beschämend, wie weit dies Vertrauen geht. Mutter und Vater sind für das Kind gradezu allmächtig, und es fühlt sich sicher in ihrer Hut. Selbst wenn der Glaube an die volle Allmacht aufgegeben wird, sind Mutter und Vater doch immer noch diejenigen, die alles am besten können und am besten wissen. Du heißt Vater, weil du alles heil machst, sagte einmal eines meiner Kinder, und dieser Ausspruch trifft genau den Kern; denn es war dabei nicht nur die unbegrenzte handwerkliche Geschicklichkeit, die mir darin (sehr zu unrecht) beigelegt wurde, sondern der allgemeine Glaube an die Fähigkeit des Heil-machens, an die Fähigkeit, das Verletzte und Zerbrochene wieder zum heilen Ganzen zu fügen, die zerspringende Welt zu reintegrieren. Nicht anders ist es in dem verbreiteten Kinderlied „Heile, heile, Gänschen!“ Auch hier ist es das Vertrauen zur Zauberkraft der Mutter, unter deren heilender Wirkung sich alles kindliche Leid verflüchtigt.

Später ändern sich bekanntlich die Verhältnisse, wenn etwa der Lehrer als die neue und höhere Respektsperson den Eltern gegenübertritt; denn jetzt ist dieser die letzte Autorität und weiß jetzt natürlich alles besser als der Vater. Aber mag hier auch der Träger des kindlichen Zutrauens ein anderer geworden sein, so bleibt doch die Tatsache, daß es in der kindlichen Welt eine solche Verkörperung der Allwissenheit gibt.

Es ist billig, über diese kindlichen „Irrtümer“ zu lächeln; denn diese Verzerrungen der „objektiven“ Welt in der beschränkten Perspektive des Kindes haben ihren sehr tiefen Sinn. Sie sind der Ausdruck der besonderen Funktion dieser Vertrauenspersonen in der kindlichen Welt, und diese Funktion wird um so wichtiger, je kleiner das Kind ist. Pestalozzi hat das seinerzeit sehr tief gesehen: Die Mutter ist für das Kind die Verkörperung des Absoluten, ja vielleicht mehr noch: beides fällt für das kleine Kind noch konkret zusammen und trennt sich erst im Verlauf der [32/33] späteren Entwicklung. Das bedeutet nicht nur, daß das Absolute zuerst in der Gestalt der Mutter ahnend erfaßt wird, sondern daß die Mutter zugleich für das Kind selber die Funktion des Absoluten erfüllt: ihm in der bedrängenden Welt einen unbedingten Halt und eine letzte Sicherheit zu geben.

Wir wissen aus manchen Schilderungen der Kindheit, besonders eindrucksvoll bei Hermann Hesse, wie scharf sich für ein Kind die Welt des Nahen und Vertrauten, des Geordneten und Übersehbaren, kurz die Welt des „Lieben“, von der andern Welt des Bedrohlichen und Düsternen und Unheimlichen, kurz von der Welt des „Bösen“, abhebt. Nur in einer solchen geordneten und vertrauten Welt kann sich das Kind in der rechten Weise entfalten. Nur in ihr offenbaren sich die Dinge in ihrer inneren sinnvollen Ordnung. Nun scheint es aber so zu sein, daß sich diese sinnvoll geordnete und durchleuchtete Welt für das Kind grundsätzlich nur im Vertrauen zu einem geliebten andern Menschen, in erster Linie also zur Mutter, erschließt: Was sie ergreift, das ist einbezogen in diesen hellen Bereich, das ist „lieb“, und von dem ist keine weitere Gefährdung zu erwarten; was sie aber ausschließt, das bleibt fremd, das bleibt „böse“, und vordem muß man sich in Acht nehmen. So fragt meine kleine Tochter noch heute jedesmal beim Bild eines Politikers in der Zeitung: Ist der lieb? und bei einer bejahenden Antwort ist sie dann beruhigt. Diese Gedanken hat neuerdings Nitschke unter dem Gesichtspunkt des Kinderarztes in sehr überzeugender Weise entwickelt. „Die Mutter“, so schreibt er, „schafft in ihrer sorgenden Liebe für das Kind einen Raum des Vertrauenswürdigen, Verlässlichen, Klaren. Was in ihm einbezogen ist, wird zugehörig, sinnvoll, lebendig, vertraut, nahe und zugänglich ... Daher stammen die Kräfte der Einsicht, die dem Kind den Zugang zur Welt, zu den Menschen und zu den Dingen, ermöglichen“.<sup>4</sup> Ähnlich hatte es auch Rilke gemeint, als er in der „Dritten Elegie“ schrieb:

---

<sup>4</sup> Alfred Nitschke, Angst und Vertrauen, Die Sammlung, 7. Jahrg. 1952, S. 177.

„Mutter ... du beugtest über die neuen  
 Augen die freundliche Welt und wehrtest der fremden.  
 ... Aus deinem Herzen voll Zuflucht  
 mischtest du menschlichem Raum seinem Nacht□Raum hinzu“.<sup>5</sup>

Darum bedürfen diese Regungen des kindlichen Vertrauens einer besonderen Pflege, auch wenn sie aus der Perspektive des Erwachsenen gelegentlich als „übertrieben“ erscheinen. Diese Pflege aber geht wiederum notwendig in einer doppelten Richtung. Auf der einen Seite ist dies unbedingte Vertrauen zur Mutter oder zum Vater zu bewahren, solange es überhaupt seine die Welt erschließende und das Leben ermöglichende [33/34] Leistung erfüllen kann. Niemals darf es mit rauher Hand zerrissen werden, so daß dann das Kind „aus allen Wolken fällt“ und zu seinem nicht wieder reparierbaren Schaden desorientiert zurückbleibt. Auf der andern Seite aber muß die Unbedingtheit dieses Vertrauens notwendig einmal zerbrechen, sobald mit der zunehmenden Selbständigkeit des Kindes auch die Unzulänglichkeit jedes einzelnen helfenden Menschen offenbar wird. Denn, um noch einmal mit Nitschke zu sprechen, „diese vom Vertrauen getragene und durchwärmte Welt.. . trägt von Anfang an den Keim der Vergänglichkeit an sich. Grade die Totalität des Vertrauens ist der Grund, daß sie scheitern muß; denn irgendwann bricht die Einsicht in die menschliche Unvollkommenheit der Mutter durch. Damit endet die Geschlossenheit dieser Welt.“<sup>6</sup>

Damit entstehen dann aber neue und schwere Probleme, auf die schon Pestalozzi in den genannten Briefen seine ganze Aufmerksamkeit gesammelt hatte. Es ergibt sich nämlich die Aufgabe, das Kind langsam und behutsam von der Verabsolutierung seines Vertrauens zu einem konkreten andern Menschen zu lösen und dahinter ein allgemeineres Seins- oder Lebensvertrauen wachsen zu lassen, das jenseits aller möglichen Enttäuschungen dem Leben einen bleibenden Halt gibt. Die Ausbildung eines solchen Vertrauens, die Festigung eines Gefühls der Geborgenheit in einer trotz aller oberflächlichen Sprünge im letzten Grunde doch „heilen Welt“ (um hier den schönen Begriff Bergengruens aufzunehmen), das ist die zentrale Aufgabe aller Erziehung, weil ohne dieses ein menschliches Leben auf die Dauer nicht bestehen kann und, wo es ausbleibt, dem äußeren und inneren Untergang ausgeliefert ist.

Freilich muß man sich dabei sehr vor der vereinfachenden Auffassung hüten, als sei nach dem Zusammenbruch der kindlichen Geborgenheit diese „neue Geborgenheit“ jemals in Form eines sicheren Besitzes zu erreichen. Sie bleibt vielmehr ein zerbrechliches Gut, das immer wieder neu gegen die Anfechtungen der Mutlosigkeit und der Verzweiflung verteidigt werden muß.

## 2

Von nicht geringerer Bedeutung ist das Vertrauen, das dem Kind von den Erwachsenen seiner Lebensumgebung entgegengebracht wird; denn es braucht dies Vertrauen als notwendiges Medium seiner Lebensentwicklung. Nur wenn es von einem solchen Vertrauen getragen wird, kann es sich in der rechten Weise entfalten.

Von großer Wichtigkeit ist zunächst schon allgemein die seelische Atmosphäre, in der das Kind lebt. Wo Verdrossenheit herrscht oder Traurigkeit die Menschen bedrückt, da verschließt sich

<sup>5</sup> R. M. Rilke, Gesammelt Werke, 3. Bd. S. 270f., 1930.

<sup>6</sup> A. a. O. S. 178.

der Mensch, da [34/35] zieht er sich in sich selber zurück und verliert den Kontakt mit der Umwelt. Da verkümmert er im allgemeinsten Sinn des Worts. Wo sich aber eine fröhliche Gestimmtheit ausbreitet, da öffnet sich der Mensch wieder zur Welt, da gewinnt er neuen Kontakt zu den Dingen und Menschen, und da gelangen in ihm alle eigenen Kräfte zu freierem Wachstum. Das hat niemand so tief gesehen wie Jean Paul. „Freudigkeit“, so schreibt er in seiner „Levana“, „öffnet das Kind dem eindringenden All . . . und läßt alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen“.<sup>7</sup> „Heiterkeit“, so heißt es an einer andern Stelle, „schließt wie ein Frühling alle Blüten des Innern auf“.<sup>8</sup>

Diese Abhängigkeit von den Stimmungen gilt aber in ganz besonderem Maß für das Kind, weil dieses ihnen so viel rückhaltloser ausgeliefert ist und sich nicht, wie die Erwachsenen, dagegen zu wehren vermag. Aber noch darüber hinaus gewinnen diese Zusammenhänge eine große Bedeutung für die Pädagogik, denn in der erzieherischen Absicht liegt schon als solcher die Richtung auf einen Ernst, der Spiel und Lachen und die andern Zeichen einer unbefangenen Fröhlichkeit mit Mißtrauen betrachtet, weil er in ihnen nur den Ausdruck der Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit sieht. Daraus entwickelt sich dann allzuleicht jene Atmosphäre der Verdrossenheit und der Unlust, die so vielen Schulstuben eigentümlich ist und wie ein dumpfer Druck alles fruchtbare Wachstum zurückdrängt. Mit dieser ihm eigentümlichen Gefahr muß sich der Erzieher sehr ernsthaft auseinandersetzen; denn nur ein fröhlicher Erzieher ist ein guter Erzieher. Er kann gewiß eine solche freudig gestimmte Atmosphäre nicht „machen“, und jeder Versuch in dieser Richtung verfällt notwendig der Verkrampfung, aber er kann sie behutsam pflegen, wo sie aus dem kindlichen Leben selber aufsteigt, und kann sie darüber hinaus als stille Heiterkeit aus seinem eignen Wesen ausstrahlen.

In diesem Zusammenhang muß jetzt auch die Bedeutung des Vertrauens gesehen werden, das dem Kind von seiner Lebensumgebung, besonders aber von seinen Erziehern entgegengebracht wird; denn dieses Vertrauen ist unentbehrlich für die richtige Entwicklung des Kindes. Es ist keineswegs so, daß es sich schon von selbst nach der in ihm angelegten Gesetzmäßigkeit in „organischer“ Weise entfaltet, wenn nur die Störungen von ihm ferngehalten werden. Es braucht vielmehr ein solches ihm entgegenkommendes, es in seinem Leben tragendes Vertrauen seiner Umgebung. Wo dieses fehlt, wo an seine Stelle gar ein offenes oder verstecktes Mißtrauen tritt, da kann auch die Entwicklung nicht gelingen; sie bleibt zurück oder wird in eine verhängnisvolle Richtung abgedrängt. [35/36]

Es zeigt sich hier in einer sehr tiefen Weise das von Pirandello von immer neuen Seiten beleuchtete Problem: daß der Mensch zu dem wird, als das er von seiner Umgebung genommen wird. Der Glaube der Umwelt kann in der Tat den Menschen verändern, zum Guten und zum Bösen, je nach der Natur dieses Glaubens. „Der Glaube“, so sagt Nicolai Hartmann einmal, „kann den Menschen umschaffen“.<sup>9</sup> Und was schon vom erwachsenen Menschen gilt, das gilt in besonderem Maß von dem noch so viel formbareren Kind. Das Kind, das ich für dumm und faul und hinterhältig halte, das wird dadurch notwendig ebenso dumm und faul und hinterhältig, wie ich es in ihm vorausgesetzt habe. Meine Meinung von ihm induziert gewissermaßen diese Eigenschaften. Und umgekehrt: das Kind, das ich für zuverlässig, aufrichtig, hingebungsfähig halte, in dem werden durch diesen meinen Glauben auch die entsprechenden Eigenschaften geweckt, es formt sich so nach meinem Bilde.

<sup>7</sup> JEAN PAUL, *Levana oder Erziehlehre*, § 45.

<sup>8</sup> JEAN PAUL, *Bruchstücke aus der Kunst, stets heiter zu sein*, § 7, vgl. meine Darstellung: *Die Pädagogik der deutschen Romantik von Arndt bis Fröbel*, 1952, S. 60 ff.

<sup>9</sup> Nicolai Hartmann, *Ethik*, 1926, S. 429.

Daraus folgt eine ungeheure erzieherische Verantwortung; denn das Urteil, das sich ein Erzieher über ein Kind bildet, oft unüberlegt auf einen ersten Eindruck hin, das ist nicht seine Privatangelegenheit, die nur ihn angeht, sondern das hat bestimmte praktische Folgen; denn es wirkt unmittelbar zurück auf die Entwicklung des Kindes. Von seinem Glauben hängt es ab, wie sich das Kind entwickelt.

Noch fundamentaler aber als der inhaltlich bestimmte Glaube an diese oder jene gute oder schlechte Eigenschaft ist der inhaltlich noch ganz unbestimmte Glaube an das Kind überhaupt, das Vertrauen, das ihm schlechthin und als solchem entgegengebracht wird; denn dieses ist, ohne daß dabei schon eine bestimmte Richtung vorgezeichnet wäre, unmittelbar fruchtbar für die freie Entwicklung aller Kräfte im Menschen. Dabei muß man (ähnlich wie soeben schon bei dem andern Vertrauen, das das Kind zu seiner Welt hat) im einzelnen zwischen zwei verschiedenen Formen oder Stufen dieses Vertrauens unterscheiden. Am Anfang wirkt dies Vertrauen noch ganz unmittelbar in einer fraglos□selbstverständlichen Weise. Der Säugling wird noch ganz getragen von der liebevollen Bejahung seiner Umwelt, und man pflegt an ihn noch keine schwer erfüllbaren Anforderungen heranzutragen. Aber auch weiterhin herrscht eine solche Atmosphäre selbstverständlich vertrauender Beziehung als der Normalfall im alltäglichen gesunden Zusammenleben der Menschen.

Aber dies Vertrauen zum Kind wird ebenso notwendig einmal erschüttert wie das des Kindes zu seiner Umwelt. Es löst sich auf, wenn das Kind hinter den Erwartungen zurückbleibt, oder wenn Schwäche und Bosheit sich in ihm äußern. Jetzt erst wird die Wiederherstellung dieses Vertrauens zum schwierigen menschlichen und erzieherischen Problem. Wohl gibt es auch hier noch eine naive Gutgläubigkeit und Vertrauensseligkeit, die trotz aller Enttäuschungen immer neu vertraut und fast schon an Dummheit grenzt. Diese bleibt ohne erzieherischen Wert, ja ist schädlich, weil sie von den Kindern leicht durchschaut und dann nur noch mißbraucht wird.

Das echte Vertrauen ist nicht blind. Es sieht sehr klar die menschliche Schwäche und die Möglichkeiten des Versagens, aber es schwingt sich nach den Erschütterungen immer wieder zu einem neuen Vertrauen auf, weil ohne dieses erzieherische Hilfe schlechterdings unmöglich ist. Ja in keinem Augenblick ist dies Vertrauen so wichtig wie beim Neuanfang nach erzieherischen Krisen. Wenn ein Kind nach irgend einem Versagen mit dem ehrlichsten Herzen Besserung verspricht, so ist es aus eigener Kraft allein gar nicht dazu fähig, sondern nur dann, wenn auch der andre Mensch, dem es die Besserung versprochen hat, davon überzeugt ist. Versagt ihm dieser das Vertrauen, erklärt er etwa, daß das Kind ihn schon so oft enttäuscht habe und daß er auch diesmal von einem Rückfall überzeugt sei, so hat das zur Folge, daß eben dadurch dem Kind die Kraft zum eignen Durchhalten entzogen wird. Der Mensch kann allgemein soll ein Versprechen nur halten, wenn dieses von dem andern Menschen, dem er etwas verspricht, auch „angenommen“ wird. Verweigert dieser die Annahme, so zielt das Vertrauen ins Leere, und so sehr sich der Mensch dann auch in trotziger Verbissenheit an seinen Vorsatz klammern mag, schließlich bricht er doch damit zusammen.

Dieses Vertrauen des Erziehers zum Kind ist, wie jedes echte Vertrauen, ein Wagnis und fordert, wenn es nicht zur blinden Vertrauensseligkeit abgleiten soll, den in der Erkenntnis der Gefahr erwachsenen bewußten wagen Einsatz. Denn so fruchtbar und so unentbehrlich das Vertrauen für die Entwicklung des Kindes ist, so wirkt es dennoch nicht mit der Zwangsläufigkeit eines Naturgesetzes, schon darum nicht, weil die grundsätzlich unberechenbare Freiheit des andern Menschen darin vorausgesetzt und anerkannt werden muß. Darum gibt es gegen die Möglichkeit eines Mißbrauchs des Vertrauens grundsätzlich keine Sicherung. Und mißlingt der Einsatz, so hat der Erzieher zumeist noch den Spott über seine Hilflosigkeit zu ertragen. Dabei wäre es

falsch, ihm einen Fehler vorzuwerfen. Auch wo er alles richtig gemacht hat und im nächsten Fall genau so handeln müßte, gehört die Möglichkeit des Mißlingens unaufhebbar zum Wagnischarakter seines Vertrauens.

Man kann auch nicht versuchen, das Wagnis dadurch zu vermeiden, daß man dem Kind aus „pädagogischen“ Gründen ein solches Vertrauen nur vorspielt, daß man ihm sagt, man glaube ihm, während man in Wirklichkeit seine skeptischen Vorbehalte macht. Von diesem Versuch geht keine Überzeugungskraft aus, und er scheitert notwendig an seiner eignen Unehrllichkeit. Das Vertrauen ist vielmehr nur dann erzieherisch fruchtbar, wenn es von der eignen ehrlichen Überzeugung des Vertrauenden ausgeht. Mit bloßen Kniffen ist hier nichts getan. In seiner eignen Brust muß der Erzieher trotz allem seinem realistischen Wissen von der menschlichen Schwäche und Bosheit jedesmal neu die Kraft des Vertrauens aufbringen.

Es ist die besondere Schwierigkeit des Erzieherberufs, daß er in bezug auf das von ihm verlangte Vertrauen ständig überfordert wird, und hier entspringt oft seine eigentümliche Tragik. Es ist verständlich, daß viele hier vorzeitig müde werden und in bloßer Berufsroutine versinken. Umgekehrt aber gelingt ein solches Vertrauen nicht in einer bewußten Anspannung, sondern wird nur da möglich, wo die vertrauende Hinwendung zum einzelnen Menschen von einem umfassenderen Seins- und Lebensvertrauen – in der religiösen Sprache: einem Gottesvertrauen getragen wird, in dem der Erzieher lebt und in dem er dann auch innerlich jung bleiben kann.